

# Die Grafen von Buchenau

Roman von A. B.

(11. Fortsetzung.)

„Sei ruhig!“ sagte er. „Nicht glaube ich Dir ja, Franziska, die keine Minute an Dir gezwifelt, hat Recht. Das kannst Du nicht begangen haben. Und nun fass Dich! Es wird mir ja gelingen, Deine Schuldlosigkeit zu beweisen. Der wirkliche Thäter wird gefast werden. Laß uns einmal die Angelegenheit ruhig besprechen! Vor Allem sind es zwei Momente, die Dich schwer belassen. Erstens das Auffinden der Sahbir-Kravattennadel bei Dir, die, wie einwandfreie Zeugen befundet haben sollen, des Amerikaners Eigentum gewesen —“

„Er hat sie mir geschenkt,“ fiel Bodo eifrig ein und sah dem Bruder voll ins Auge. „Weil mir die Nadel immer so sehr gefallen hatte, hat er sie mir gegeben von Andenken, denn im Frühjahr wollte Mister Watson nach seiner Heimath zurückkehren.“

„War jemand zugetan, als er Dir das Geschenk machte?“

Bodo nickte.

„Niemand. Niemand kann es bezeugen. Es war bei Gelegenheit eines Spazierganges. Ich ritt ja fast jeden Nachmittag mit Schülern nach dem Grunewald. An jenem Tage ritt ich mit Mister Watson allein, es war nur wenige Tage vor dem verhängnisvollen Nachmittag.“

„Und wie erklärst Du Dir, daß Dein Revolver unweit des Thäters gefunden werden konnte?“ fragt Dietrich weiter.

Bodo griff sich mit einer Gebärde der Verzweiflung ins Haar.

„Er muß mir gestohlen worden sein,“ stieß er hervor. „Natürlich, das glaubt mir ja Niemand.“

„Also es ist wirklich Dein Revolver?“ fragte Dietrich weiter.

Bodo nickte.

„Er ist es. Ich kann es nicht leugnen. Es ist der Revolver, den mir Papa einst geschenkt hat und den ich immer in Ehren gehalten und den ich nie aus der Hand gegeben habe, so schlecht es mir auch zeitweise ergangen ist.“

„Du hast ihn also in Deine jetzige Wohnung mitgebracht?“

„Ja. Das weiß ich ganz genau.“

„Und wo hast Du ihn aufbewahrt?“

Der Gefragte griff sich an die Seiten und schien aufrecht nachzudenken. Mit einem Seufzer ließ er endlich die Hand sinken.

„Das weiß ich nicht. Ich kann mich absolut nicht daran erinnern. Hatte ich ihn in den Schreibtisch gelegt, oder lag er noch im Koffer, oder hatte ich ihn vielleicht in die Kommode gesteckt — ich kann es wirklich nicht sagen.“

„Seit wann hast Du ihn denn vernimmt?“

„Erst seit dem Tage vor der Ermordung Mister Watsons.“

Ein leichtes Rufen floh über Dietrichs Wangen.

„Und warum hast Du gerade an diesem Tage konstatiert, daß Dir der Revolver abhanden gekommen war?“

Bodo zögerte mit der Antwort. Er schlug die Augen vor den forschend auf ihn gerichteten Blicken seines Bruders nieder und ließ den Kopf auf die Brust sinken.

„Weil ich ihn gesucht hatte,“ stammelte er.

„Du hastest ihn gesucht? Verbandest Du irgend einen Jemed damit?“

Er sah mit durchdringendem Blick zu dem Bruder hinüber. Der stand in seltsamer Bewegung. Eine allüber die Köpfe flammte in seinem Gesicht. Die eine Hand presste er gegen seine Augen; sein Athem ging schwer und keuchend.

„Nun, Bodo, warum antwortest Du mir nicht?“

Ein Rud ging durch den Körper des Häfplings. Er ließ die Hand sinken. Verzweiflung, Scham und Angst wühlten in seinen Nerven.

„Was wird es mir ja nicht glauben,“ stieß er fliegend hervor.

„Was wird man Dir nicht glauben?“ fragte Dietrich und sah befreudet zu seinem Bruder hinüber.

„Daß — daß ich gerade an diesem Tage, an dem Tage vor der That, die man mir zur Last legt, den Entschluß gefaßt hatte.“ In gestammelten, abgerissenen Sätzen waren die Worte herausgekommen; jetzt brach der Sprechende plötzlich ab.

„Welchen Entschluß denn, Bodo? So erkläre Dich doch deutlich! Wenn Du willst, daß ich Deine Vertheidigung übernehme, dann mußt Du mir nichts, auch nicht den geringsten Umstand verschweigen.“

„Ich — mein Gott, Dietrich, es ist wahr, so wahr ich unschuldig bin an der Ermordung Mister Watsons — wollte mich erschießen, wie damals in Schloß Buchenau, Du erinnerst Dich, vor Jahren. Ich war in so verzweifelter Stimmung, ich schämte mich, wieder zu Dir zu kommen und zu bitten, während ich doch in der ganzen Zeit nichts hatte von mir hören lassen. Ich schaltete so vielen Leuten Geld, sie befragten mich hart, dazu gelübbelt, keine Aussicht, so bald eine Stellung zu erlangen. Ich war mühslos und wußte nicht mehr aus noch ein. Ohne Geld erschien mir das Leben

schal und widerlich. Und so beschloß ich ein Ende zu machen.“

„Und da suchtest Du Deinen Revolver?“

Bodo nickte.

„Ich suchte ihn überall und fand ihn nicht. Und ich rief Frau Menzel, meine Wirthin, und fragte, ob sie nicht den Revolver gesehen, in dem ich den Revolver bewahrte. Aber Frau Menzel wußte von nichts.“

„Und die Tochter Deiner Wirthin?“

Bodo senkte unwillkürlich vor Scham sein Gesicht.

„Die hatte ja freilich den Kasten mit dem Revolver gesehen, aber wo er nun geblieben war, wußte auch sie nicht. Und da ich kein Geld hatte, mir eine andere Waffe zu kaufen, so unterließ ich mein Vorhaben. Ueberhaupt, die kleinmüthige Stimmung war schon wieder verflohen, und ich suchte einen anderen Entschluß.“

„Einen anderen Entschluß?“

„Ja. Ich suchte mir ein Herz und ging zu Mr. Watson.“

„Zu Mister Watson?“

„Ja. Ich bat ihn, ob er mir nicht drüber irgendwo eine passende Stellung verschaffen könne, und ob er mich nicht mit hinübernehmen wolle.“

„Und Mister Watson?“

„Er sagte mit Freuden ja. Mein Gott, er war immer nett und liebenswürdig zu mir gewesen. Auch das Reisegeld wollte er für mich auslegen und wegen meiner Anstellung wollte er mit seinem Vater sprechen, der große Farmen in Texas besitzt.“

„Und hast Du das Alles nicht dem Untersuchungsrichter berichtet?“

fragte Dietrich, mit Spannung die Antwort erwartend.

Bodo seufzte.

„Freilich,“ antwortete er. „Aber er meinte, ich sollte ihm doch keine Märchen erzählen.“

Auch Dietrich seufzte.

„Seine Vertheidigung wird keine leichte Aufgabe sein,“ bemerkte er. „Wenn man nur einen Anhaltspunkt fände, von dem aus man nach dem Thäter forsche könnte!“ Und nachdem er eine Weile sinnend vor sich hin geblüht hatte, nahm er seine Fragen wieder auf: „Wie verhält es sich mit den Bantnoten? Ist es wahr, daß der Amerikaner in Deinem Besitz einen Hundertmarkschein gewechselt hat, daß dabei noch mehrere Bantnoten in seiner Brieftasche sichtbar wurden?“

„Ja. Das verhält sich so. Ich scherzte noch darüber und sagte zu Mister Watson: Wer doch auch so wie Sie mit einem Vermögen in der Tasche spazieren reiten könnte! —“

„Wohnte denn außer Dir noch jemand bei Frau Menzel?“

„Nur der Kellner.“

Dietrich suchte mit den Achseln.

„Der kann doch unmöglich der Thäter gewesen sein.“

„Ganz unmöglich,“ pflichtete Bodo bei, „denn wie sollte er in den Besitz meines Revolvers gelangt sein, mit dem doch, wie die Untersuchung ergeben hat, der Mord vollführt wurde?“

„Das ist es ja eben, das ist es ja eben!“ äuferte Dietrich und griff sich an die Stirn. „Die Frage ist, wer kann Dir den Revolver genommen haben? Hast Du denn gar keinen Verdacht?“

„Keinen,“ gestand der Häfpling dumpf.

„Hast Du denn nie Besuch gehabt?“

„Ich erinnere mich nicht.“

„Wohnte denn außer Dir noch jemand bei Frau Menzel?“

„Niemand.“

„Ober verkehrten bei der Frau fremde Männer, etwa männliche Verwandte?“

Der Häfpling presste seine Stirn zwischen seine beidens Hände und stieß mit einem Anflug von mühsloser Verzweiflung hervor: „Ich habe ja über diese Frage schon soviel nachgedacht. Aber ich erinnere mich nicht, je einem fremden Manne in der Wohnung meiner Wirthin begegnet zu sein. Mir ist es rein räthselhaft, wie der Revolver aus meinem Zimmer hinausgekommen sein kann. Und an diesem Räthsel werde ich zu Grunde gehen. Kein Wunder, wenn man mich für den Mörder hält, wenn ich es selbst für unmöglich erklären muß, diesen dunklen Punkt aufzuheben.“

Da flammte es plötzlich wie ein Blitz in Dietrichs Augen und es schoß ihm wie ein Feuerstrom ins Gesicht.

„Aber die Wirthin hat doch einen Sohn!“ rief er und erfaßte in seiner heftigen innerlichen Bewegung Bodos Arm.

Der Häfpling sah seinen Bruder erstaunt an.

„Einen Sohn?“

„Ja wohl!“ Der Sprechende schlug sich mit der Hand auf die Stirn. „Daß ich nicht gleich daran dachte! Freilich, es ist wohl über einen Monat her. Als ich eines Abends bei Dir war und Dich nicht traf, da kam ein Mensch aus Deinem Zimmer.

Und die Tochter der Wirthin sagte zu mir: Mein Bruder! Ja, das sagte sie, jetzt erinnere ich mich ganz genau.“

Bodo machte ein sehr überraschtes Gesicht und sah seinen Bruder zweifelnd an.

„Irrst Du Dich auch nicht, Dietrich? Von einem Sohn meiner Wirthin habe ich nie gehört.“

„Also wohnt er nicht bei seiner Mutter?“

„Nein. Das ist unmöglich. Sonst müßte ich ihn ja doch gesehen haben.“

Dietrich schüttelte mit dem Kopf.

„Wertwüdig,“ murmelte er vor sich hin. „Höchst merkwürdig!“

Und dann fuhr er lebhaft auf: „Da ist etwas nicht in Ordnung. Hier müssen wir einsehen, hier haben wir einen Anhaltspunkt.“

Er zog seine Uhr. Wichtige Geschäftigkeit kam plötzlich über ihn.

„Hoffentlich treffe ich den Untersuchungsrichter noch. Adieu, Bodo!“

Er legte dem Bruder seine beiden Hände auf die Schulter und blickte ihm noch einmal tief in die Augen.

„Sei guten Muthes! Wenn Du ein gutes Gewissen hast, hast Du keinen Grund zu zagen. Deine Schuldlosigkeit muß sich ja herausstellen.“

Bodo schlug seine Arme um den Hals seines Bruders, und aus der Tiefe seines Herzens kam es heraus: „Noch einmal, Dietrich, ich bin unschuldig, so wahr ich wünsche, Mama wäre noch am Leben, so wahr ich bitter bereue, ihr je Kummer bereitet zu haben.“

Die Brüder hielten sich eine Weile stumm umfaßt. Dann machte sich Dietrich los, brüdete Bodo noch einmal die Hand und ging.

## Zwanzigstes Kapitel.

Der Untersuchungsrichter hörte Dietrichs Bericht von der Unterredung mit seinem unschuldigen Bruder aufmerksam an. Der stetig lächelnde Zug in seinem Gesicht, der überlegene Blick seiner Augen änderte sich auch nicht eine Sekunde lang.

„Ihr Glaube an Ihren Bruder,“ sagte er, als Dietrich seine Mittheilung beendet hatte, „ist schön und begreiflich, und als Mensch empfinde ich mit Ihnen und wünsche, ich könnte mich von Ihnen überzeugen lassen. Aber Sie dürfen es dem Juristen in mir nicht verargen, wenn ich Ihnen offen erkläre, das alles, was Sie mir da berichtet haben, erscheint mir wenig entlastend für Ihren Bruder.“

„Aber der geheimnißvolle Sohn der Frau Menzel!“ wandte Dietrich eifrig ein. „Warum diese merkwürdige Verlegenung meinem Bruder gegenüber?“

Des Untersuchungsrichters überlegenes Lächeln prägte sich noch deutlicher aus.

„Mein Gott, dafür lassen sich doch wohl leicht Gründe finden. Der Sohn kann ein Thunichtgut sein und ist deshalb von seiner Mutter aus der Wohnung verwiesen worden. Oder er ist gar nicht ihr Sohn, sondern es steckt eine Liebesgeschichte dahinter.“

Damen — der factische Zug trat stärker in dem Mienenpiel des Sprechenden hervor — „Damen vom Schlag der Pauline Menzel dürfen sich selten mit einem Verbrecher zu bequämen.“

Der Untersuchungsrichter spreizte seine Finger daheim von einander.

„Doch nehmen wir einmal an,“ fuhr er fort, „der Mensch, dem Sie einmal in der Wohnung der Wittwe Menzel begegnet sind, sei in der That ein schlechtes Subjekt, dem die That zuzutrauen sei, nehmen wir ferner an, er habe sich den Revolver, der als der Ihres Bruders rekonstruirt worden ist, wirklich angeeignet; wie erklären Sie sich das merkwürdige Zusammenreffen des vermeintlichen Mörders mit seinem Opfer? Der Mensch hat den geladenen Revolver bei sich gehabt, hatte also die Absicht zu tödten. Wie konnte er wissen, daß der Amerikaner des Weges kommen würde? Woher wußte er, daß Mister Watson auf dem Spazierritt eine Summe bei sich führte, die seine Morbidität herausforderte? Und wie konnte der Mensch den Unfallsfall mit dem geplatzten Sattelquirt, der den Mord ja überhaupt erst ermöglichte, vorausberechnen?“

Nein, nein, mein verehrter Herr Rechtsanwalt, Ihr Verdacht erscheint mir inhaltslos, abgesehen davon, daß ja noch die anderen Verdachtsmomente vorhanden sind, die bei Ihrem Bruder gefundene Kravattennadel, die als Eigentum des ermordeten Mister Watson erkannt worden ist.“

„Ich theilte Ihnen schon mit, Herr Landgerichtsath, daß diese Nadel ein Geschenk des Amerikaners an meinen Bruder war.“

Der Untersuchungsrichter war zu höflich, um diesmal zu lächeln. Freilich, ein ironisches Lächeln der Mundwinkel konnte er nicht ganz unterdrücken.

„Ja, mein koster Herr Rechtsanwalt,“ erwiderte er, „das ist eine Auslassung Ihres Bruders. Wenn ich auch als Mensch geneigt wäre, ihm zu glauben, als Untersuchungsrichter darf ich es ohne weiteres nicht. Welche Neugier kann Ihr Bruder namhaft machen für seine Behauptung?“

„Keine,“ erwiderte Dietrich gepreßt, während ihm eine siedende Hitze aufstieg. Er hatte sich ja schon Bodo gegenüber dahin ausgesprochen, daß die Vertheidigung eine außerordentlich

schwierige sein würde. Alles, was der Untersuchungsrichter da vorbrachte, hatte er sich ja bereits selbst gesagt. Dennoch besetzte ihn der Wunsch, seinen Bruder zu vertheidigen, und von seinem Eifer hingerissen, erwiderte er lebhaft: „Ich verkenne nicht die Schwierigkeit der Lage meines Bruders. Sehr vieles spricht gegen ihn, und ich selbst war ja im ersten Augenblick verlußt, an seine Schuld zu glauben. Aber nachdem ich ihn gesehen und gesprochen habe, weiß ich, daß er schuldlos ist. Und wenn ich auch meine Ohnmacht fühle, Ihnen, Herr Landgerichtsath, meine Ueberzeugung einzuflohen, so will ich doch nichts unversucht lassen, um, wenn es zur Anklage kommen sollte, die Schuldlosigkeit meines Bruders an den Tag zu bringen und den wahren Schuldigen der Gerechtigkeit zu überliefern.“

In dieser Beziehung bitte ich um Ihre Mitwirkung, Herr Landgerichtsath.“

Der Untersuchungsrichter verneigte sich auf seinem Stuhl; sein Gesicht zeigte die kalte, ernste Amtsmiene.

„Ich werde meine Pflicht thun, Herr Rechtsanwalt. Jede Spur, die zur Aufklärung des begangenen Verbrechens dienen kann, wird von mir verfolgt werden und sei sie auch noch so geringfügig und aussichtslos.“

Dietrich erhob sich.

„So darf ich auch darauf rechnen, daß Sie auch meine Mittheilung betreffs des Sohnes der Wittwe Menzel nicht unberücksichtigt lassen?“

„Sicherlich nicht, Herr Rechtsanwalt. Der Mensch wird vorgeladen und von mir verhört werden. Von dem Ergebnis des Verhörs werde ich meine weiteren Maßnahmen gegen ihn abhängig machen.“

Dietrich empfahl sich, froh, daß sich nun wenigstens eine Aussicht eröffnete, die zur Entbedung des heimtückischen Mordes führen konnte.

In seiner Wohnung wartete des Heimtückers eine aufregungsvolle Ueberlegung. Der alte Graf war, ohne sich vorher angemeldet zu haben, aus Schloß Buchenau angekommen. Dietrich erschrak bestig, als ihm sein Vater gegenübertrat. Was hatten die letzten Wochen aus dem alten Herrn gemacht! Ein Greis war er geworden, ein himffälliger, gebrochener Greis. Die ehemals so kraftvoll sich emporredende Gestalt war förmlich in sich zusammengesunken. Die Schultern hingen weit vornüber. Der Gang war schwerfällig geworden und unsicher. Er war das Bild einer Eiche, deren majestätischen Stamm einer vernichtenden Blightrahl bis zu ihren Wurzeln erschüttert, deren stolze Krone er schonungslos zu Boden gestreckt hatte.

Dietrich neigte sich, um die Hand seines Vaters zu küssen. Der alte Herr aber zog ihn an seine Brust und küßte ihn auf beide Wangen.

„Die Schande!“ stöhnte er. „Die Schande!“ Und mit müder schleppender Stimme fügte er hinzu: „Du kommst aus dem Untersuchungs-Gefängniß?“

Ein sichtbarer Schauer lief durch seinen Körper und man sah seinen gramgefurchten Mienen an und hörte es aus dem Ton seiner Frage, wie schwer es ihm wurde, das unglückselige Wort, das so viel Leid, so viel schwere Verschuldung und so viel Schmach bedeutete, auszusprechen.

„Ja, ich komme aus dem Untersuchungsgefängniß,“ antwortete Dietrich und hob sein Gesicht zu seinem Vater, „und ich bringe die Ueberzeugung mit heim, Papa, daß Bodo schuldlos leidet.“

Aber der alte Herr nickte nur trüb.

„Ich danke Dir,“ sagte er, „Du hast Mitleid mit mir und willst mich trösten, wie es Franziska schon bereits verlußt hat, aber ich habe leider schon zu schlechte Erfahrungen mit dem — das Auge, das schon erloschen zu sein schien, sprühte plötzlich in leidenschaftlichen Zorn — dem Glauben gemacht, als daß ich ihm nicht auch noch dieses zutrauen sollte.“

Dietrich ergriff die Hand seines Vaters und sagte energisch: „Du irrst, Papa, meine Absicht ist nicht, Dich zu täuschen. Ich schwöre Dir bei Allem, was mir heilig ist, daß ich ehrlich an seine Schuldlosigkeit glaube. Ich habe seine juristische Vertheidigung übernommen, und ich würde das nicht thun, wenn ich ihm in Verdacht haben müßte, schuldig zu sein.“

Der alte Graf blickte lange in seines Sohnes Gesicht, das im Wiedererschrecken freudigen Gesichtes strahlte. Die zitternde Hand des Greises presste die des Sohnes mit trampfartem Druck. Dann ließ er sich schwauchen, von seiner Gemüthsbeueuna übermannt, in den ihm zunächst stehenden Stuhl sinken. Ein erlösendes Aufathmen kam von seiner Brust.

„Du nimmst eine schwere, schwere Last von mir, Dietrich,“ sagte er, und seine knochigen Hände, auf denen die Adern sich lagen, in einander schlingend, schloß er aus tiefer Seele: „Hättest Du doch Recht! — Furchtbar habe ich gelitten! Seit drei Tagen ist kein Schlaf in meine Augen gekommen. Nacht für Nacht bin ich in meinem Zimmer umhergegangen und habe mir Brust und Stirn geschlagen, unter quälenden Selbstverwünschungen. Hättest Du doch Recht! —“

Wußte ich doch, wie schwauchen er war, wie wenig Halt er hatte. Wäre es nicht meine Pflicht gewesen, ihn bei mir zu behalten, ihn mit starker Hand zu führen und auf einen besse-

ren Weg zu leiten? Bin ich nicht mit schuldig?“

Der alte Herr schlug seine zitternden Hände vor das Gesicht, und seiner Brust entrang sich ein trampfartes, qualvolles Aufschluchzen.

Auf's Tiefste erschütterte Sant Dietrich vor dem weinenden Greise in die Kniee.

„Quäle Dich doch nicht, Papa!“ bat er. „Du hast Dir keine Vorwürfe zu machen. Bodo hat es nicht gethan. Es wird sich ja herausstellen, daß er die ihm zur Last gelegte That nicht begangen hat.“

Graf Buchenau ließ seine Hände sinken.

„Dietrich,“ sagte er feierlich, und seine Stimme klang wieder fest und bestimmt, „wenn mich das erspart bliebe, wenn das Schwere von mir genommen würde, wenn Bodo ohne Makel aus dieser furchtbaren Anklage hervortrete, dann — das schwöre ich Dir bei dem Andenken Eurer Mutter — dann will ich ihm all das Uebrige verzeihen, das er mir angethan hat, dann will ich ihm noch einmal die Hand reichen.“

Der alte Herr erhob sich und zog seinen Sohn mit sich in die Höhe.

„Und nun komme, berichte mir ausführlich, damit ich glauben kann, was ich ja so gern glauben möchte.“

Dietrich hatte eben erst angefangen, seinem Vater den Verlauf seiner Unterredung mit Bodo zu schildern, als Herr von Glümer-Rottenfeld eintrat. Er schien nicht überrascht, sich seinem Schwiegervater gegenüber zu sehen.

„Du kommst vermuthlich in derselben Sache,“ sagte er, den alten Herrn höflich anrufend, „die mich veranlaßt hat, Dietrich aufzusuchen. Da können wir ja gleich Familienrath halten.“

Der Kammerherr war in einen besessenen, modifizirten Frühjahrsüberzieher gekleidet. Der ganze äußere Mensch war wie immer tadellos. Mit seinen prall sitzenden hellen Handschuhen, der modernen, breiten Kravatte, der sorgfältigen Frisirur und dem kunstvoll mittelst Brenneisen und Schmirbharbinde emporgerichtetem Schnurrbart hätte er getrost als Model für das Bild eines eleganten Modedournals dienen können.

„Du siehst angegriffen aus, Papa,“ sagte er, seinen Schwiegervater erst jetzt näher in Augenschein nehmend, nachdem er sich seines Paletots entledigt und nach seiner Gewohnheit seine beiden Taschentücher in Täglichkeit gefestigt hatte. „Auch mich hat die Sache schrecklich irritirt. Schauderhaft, so gewissermaßen das Schwere des Damokles ewig über sich schweben zu sehen, in jeder Minute zittern zu müssen vor der Entlassung! Bis jetzt hat man mich ja noch gnädig gelassen, und vermuthlich will man erst den Ausgang der Sache abwarten. Aber wenn erst der Urtheilspruch erfolgt ist, dann freilich werde ich wohl spritzen müssen.“

Der Kammerherr ließ sein wohlfrisiertes Haupt bekümmert auf die Brust sinken, seine Schultern neigten sich vornüber unter der Last des schweren Schicksals, das ihn bedrohte. Dietrich sah mit einem ironisch lächelnden Blick zu seinem Vater hinüber.

„Beruhige Dich,“ nahm er das Wort. „Du wirst Deinem wichtigen Amte erhalten bleiben.“

Der Kammerherr erhob rasch den Blick und sah erstaunt zu dem Sprechenden hinüber.

„Erhalten? Wieso? Daran ist gar nicht zu denken. Du scheinst nicht zu wissen, wie empfindlich und diffizil man bei Hofe in solchen Dingen ist. Daß ich noch im Amte bleiben könnte, wenn der Bruder meiner Frau wegen Raubmordes zum To —“

Graf Buchenau machte eine so heftig auffahrende Bewegung, daß dem Kammerherrn das Wort in der Kehle stecken blieb. Auch Dietrich runzelte die Stirn, während er mit Nachdruck versicherte: „Bodo wird überhaupt nicht verurtheilt werden.“

Baron von Glümer-Rottenfeld blickte verwundert von einem zum andern.

„Ueberhaupt nicht verurtheilt? Und das sagst Du als Jurist? Erlaube das natürlich mit größtem Interesse verfolge, denn mein eigenes Schicksal ist ja leider damit eng verknüpft, und da muß ich doch sagen, daß nicht der geringste Zweifel mehr an Bodos Schuld und an seiner voraussichtlichen Verurtheilung bestehen kann.“

„Es würde Deinem verwandtschaftlichen Gefühl und Deinem Herzen mehr Ehre machen,“ warf der alte Graf ein, „wenn Du zweifelst, wenigstens so lange, bis der Urtheilspruch erfolgt ist.“

Der Kammerherr rüdt auf seinem Sessel und warf sich in die Brust, während er hitzig erwiderte: „Ja, Papa, es wäre doch geradezu kindisch von mir, zu zweifeln, wenn eine Sache so klar ist, wie diese. Es hat doch keinen Zweck, sich selbst zu täuschen. Ich meine, als Mann muß man doch den Dingen mit Frassung ins Gesicht sehen und seine Maßregeln treffen, um zu retten, was noch zu retten ist. Und darum schlage ich vor, da sich ja doch nichts mehr verlußt sieht und die Angelegenheit in der Definitivität den üblichen Verlauf nehmen wird, daß wir in der Presse erklären lassen — die Notiz werde ich schon zu langem wissen — daß der Angeklagte längst von seiner Familie in Acht und Bann gethan und schon lange vor der That nicht mehr als zur Familie gehörig betrachtet worden ist, daß wir jede Gemeinschaft mit ihm weit von uns weisen und daß er von uns längst

gerichtet wurde. Wir pariren damit quafi den Schlag, der sonst auch uns treffen würde.“

Dem alten Grafen stieg dunkle Zornesröthe ins Gesicht, und bestig mit seiner Rechten auf den Tisch schlagend, rief er: „Eine solche Erklärung wäre infam. Wenn wir als seine nächsten Angehörigen den Angeklagten, auf dem vorläufig doch nur ein Verdacht ruht, schon jetzt außerhalb und ihn öffentlich gewissermaßen als schuldig bezeichnen würden, noch bevor das Gericht gesprochen hat, so wäre das eine That des gemeinsten Egoismus und der schändlichsten moralischen Feindschaft.“

Herr von Glümer-Rottenfeld redete sich in den Schultern.

„Erlaube, Papa,“ sprudelte er erregt hervor, „ich muß doch gegen Deine starken Ausdrücke ganz ernstlich protestiren — die flammende Entstellung des alten Herrn aber, dessen gebaute Gestalt sich straff aufgerichtet hatte, wie einst in den Tagen seiner vollen Manneskraft, und dessen Augen sprühten und blühten, wie die eines leidenschaftlichen Jünglings, ließ sich nicht ärgern.“

„Protestire so viel Du willst,“ erwiderte er mit starker Entschiedenheit, „ich habe nichts zuzuzunehmen, sondern im Gegentheil, ich erkläre noch einmal mit allem Nachdruck, daß es schmachvoll und gewissenlos wäre, wenn wir als seine nächsten Verwandten gegen einen Menschen öffentlich Stimmung machten, dessen Schuldlosigkeit nicht ausgeschlossen ist. Unsere Pflicht ist es vielmehr, ihm in dieser schmerzlichen Zeit zur Seite zu stehen, ihm die Mittel zu gewähren, sich von dem schimpflichen Verdacht, unter dem er vielleicht unschuldig leidet, zu reinigen und ihn auch moralisch der Definitivität gegenüber zu stützen.“

Und als der Kammerherr wieder eine Einwendung versuchte, schritt er ihm mit einer energischen Handbewegung das Wort ab.

„Erlaube Dir jede weitere Bemühung,“ sagte er energisch. „Ich kann Dich nicht hindern, für Deinen Theil zu handeln, wie Du für gut findest. Aber ich muß mir auf der anderen Seite jede weitere Einwirkung auf mich entschieden verbieten. Du wirst mich nicht abhalten, meine Pflicht zu thun, und die ist: meinen letzten Groschen daranzusetzen an den Versuch, die Schuldlosigkeit meines Sohnes, an die ich nun glaube, so viel er auch sonst gefehlt hat, an den Tag zu bringen.“

(Fortsetzung folgt.)

## Das Schzig Millionen-Reich.

Ganz unbemerkt ist ein gemaltes Ereigniß für das Deutsche Reich eingetreten. Der schzigmillionige Deutsche hat das Licht der Welt erblickt. Wann, wo und wie, das meldet leider kein Helmbuch. Wir wissen nur, schreibt die Rheinisch-Westfälische Zeitung, daß, wie ein Tropfen schließlich den Becher bis zum Rande anfüllt, irgendwo ein kleiner Antömmel die schzigste Million erfüllt hat und daß damit ein gewaltiges nationales Ereigniß eingetreten ist. Deutschland ist ein nationaler Staat von schzig Millionen Einwohnern geworden. Das zeigte mit wenig Worten das Kaiserliche Statistische Amt an. Es hat die mittlere Bevölkerung des Jahres 1905 auf 60,164,000 Köpfe berechnet; hieran mag einiges unrichtig sein, jedenfalls haben wir mit dem 1. Juli die schzigste Million überschritten.

Das Aufsteigen der deutschen Bevölkerung ist bewundernswürdig. Auf dem heutigen Reichsgebiet hatten wir 1816 24,383,000, 1850 35,397,000 Einwohner. Der Geschichtsschreiber, welcher etwas tiefer sieht, weiß sehr wohl, daß der tiefste Grund der gewaltigen Expansion Frankreichs unter Napoleon dem Umstande zu verdanken ist, daß Frankreich damals der bevölkerungsreichste Staat Europas war. 1870 stand das Verhältnis zwischen Frankreich und Deutschland gleich. Beide hatten wir verwendet hier und in Zukunft nur runde Zahlen) 38½ Millionen. Indem wir Elsaß-Lothringen eroberten, stiegen wir auf 40 Millionen, Frankreich fiel auf 37 Millionen. Seitdem hat sich Frankreich langsam auf 39 Millionen Einwohner entwickelt, Deutschland stieg jedoch von 40 Millionen auf 60 Millionen.

Die 20 Millionen unserer Bevölkerungszunahme würden genügen, 10 neue Armee-corps aufzustellen. Und diese körperliche und damit auch geistige wirtschaftliche Ueberlegenheit sichert für dieses Jahrhundert unserm Volke das Uebergewicht in Europa. Und dieses Deutsche Reich ist durch die ungeheure Vermehrung der Einwohnerzahl nicht wirtschaftlich und gesellschaftlich herunter gedrückt worden, wie z. B. China, dessen Bevölkerung verarmt. Im Gegentheil, das Mehr von 20 Millionen Köpfen ist bereitwillig von der Industrie aufgenommen und verporat worden. Die Löhne und Einkommen sind seit 1870 nicht gesunken, sondern gemaligt gestiegen. Nicht nur militärisch, sondern auch wirtschaftlich erzwingt das deutsche Volk mit der Ueberlender Schwerkraft seinen Anteil an der Erde. Deutschland hat 540,000 Quadratkilometer Flächengebiet; Großbritannien und Irland 314,000, Deutschland hat 60 Millionen Einwohner, Großbritannien 42 Millionen. Was ist da Wunder, daß Deutschland bekennt, mit seiner Industrie machtvoll aufwärts zu streben und daß es überall als industrieller Nebenbuhler Englands erscheint.“